

HERDER- KORRESPONDENZ

MONATSHEFTE FÜR GESELLSCHAFT UND RELIGION

Heft 2

49. Jahrgang

Februar 1995

*Wir bezeugen unseren Kindern, daß das
Leben eine Verheißung ist und worin diese
Verheißung liegt.*

Jürgen Werbick

Warum Kinder?

Unsere Gesellschaft vergeist, manche sehen gar unsere Kultur schon vom Sterben bedroht. Aus jungen Erwachsenen werden seltener Eltern, Nachwuchs stellt sich, wenn überhaupt, spät und später ein; die Zahl der Einzelkinder wächst. Geburtenrückgang und Bevölkerungsentwicklung haben im vergangenen Jahr, von der UNO der Familie gewidmet, zu manch sorgenvollem Appell Anlaß gegeben. Beschworen wurde die unverzichtbare Funktion der Familie für Zusammenhalt und Zukunft jeder Gesellschaft. Selbstredend wurde auch eifrig geforscht, wo die Ursachen der zurückgegangenen Bereitschaft zur Elternschaft liegen könnten. Manchmal blieb es jedoch auch nur bei der Fahndung nach „Schuldigen“. Schlicht gestrickte Erklärungsmuster und polemische Vereinfachung hatten Konjunktur: Der nach Selbstverwirklichung strebende, sprich egoistische Zeitgenosse sei einfach nicht mehr bereit, den mit dem Aufziehen von Kindern immer schon geforderten Verzicht an eigener Lebensqualität zu leisten. Die Frage, Kinder, warum?, läßt sich so in der Alternative Familie oder drei Urlaubsreisen im Jahr diskutieren.

Kindersegen oder Armutsrisiko?

Wahlkampf bewegte Zeiten und eine immer härter werdende Auseinandersetzung um Zukunft, Wandel oder Abbau des Sozialstaates haben dabei – endlich – den *familienpolitischen Rahmenbedingungen* der Bevölkerungsentwicklung zu ei-

nem Spitzenplatz auf der politischen Tagesordnung verholten. Dringend geboten war die einmal etwas andere Perspektive: Familie als Leistungsträgerin, Elternschaft und Kinderkriegen als Gegenstand volkswirtschaftlicher Bilanz. Das Ergebnis dieser Bilanz ist mehr als nur ein Ärgernis, ein Armutszeugnis für die ganze Gesellschaft. Die „strukturell benachteiligte“ Familie steht in der Verliererecke, oder polemisch zugespitzt: Wer Kinder bekommt, ist der Dumme.

Mit solchen Überlegungen fällt zwangsläufig ein nüchternfahles, zugleich desillusionierendes Licht auf das sonst so emotional besetzte, weltanschaulich-ideologisch durchwirkte Thema Kind: das Kind als Karrierebremse, Kinder als Armutsrisiko, als enorme Belastung. Daß diese Dimension des „Familienglücks“, des „Kindersegens“, des „Hafens von Geborgenheit und Sicherheit“ unverblümt und ungeschminkt ins Blickfeld gerät, ist bitter nötig. Fehlende bezahlbare Wohnungen, das Bangen um den Kindergartenplatz und die vergebliche Suche nach Kinderkrippen und -tagesstätten, die Preise von Kinder- und Jugendbekleidung, Ausbildungskosten und die ungebundenen Arbeitskollegen auf der Überholspur prägen ganz unvermeidbar Eltern und solche, die es einmal werden wollen. Diese Seite aus der Ursachenanalyse zurückgehender Geburtenzahlen auszuklammern ist umgekehrt in hohem Maße ideologieverdächtig – besonders dann, wenn die Freude am Kind gegen diese ganz konkreten Sorgen und Belastungen ausgespielt wird, als hätte das eine mit dem anderen zu tun.

Je deutlicher die „Polarisierung zwischen Familie und Kin-

derlosen“ (*Franz-Xaver Kaufmann*) ausfällt, ist nicht nur die erneute Verständigung über Wert und Funktion der Familie dringlich. Die noch einmal grundsätzlichere Frage, Kinder bekommen, warum? steht an, muß neu beantwortet werden. Sonst bleibt es bei im letzten wirkungslosen Appellen, bewegt sich die Diskussion nur im Schema moralischen Verfalls, voranschreitender gesellschaftlicher Dekadenz.

Der unschätzbare Wert von Kindern für die Gesellschaft im allgemeinen wird sich ohne Not aufweisen lassen: Innovationsfähigkeit in Wirtschaft, Politik und Kultur hängt maßgeblich von nachwachsenden Generationen ab. Nachwachsende Generationen sichern nicht nur die Zukunft, sie gestalten sie auch auf ihre je eigene Weise.

Jedoch: Der berechtigte Einwand, daß sich eine Gesellschaft auch in anderer Form, etwa durch Zuwanderung verjüngen kann, die Fixierung auf nationale Geburtenraten überdies angesichts eines bedrohlichen weltweiten Bevölkerungswachstums äußerst problematisch ist, zeigt erst recht die Dringlichkeit der Verständigung über das „(eigene) Kinder, warum?“

Dabei ist jedoch die gesellschaftliche Dimension dieser Frage nur die eine Seite, die persönliche Entscheidung zu Vater- oder Mutterschaft die andere. Absurd der Gedanke, ein Kind zu bekommen, weil unsere Kultur auszusterben droht. Eine Familie gründen, weil Deutschland und mit ihm ganz Westeuropa zu vergreisen beginnen? Auch wem weder der Untergang des Abendlandes noch die ergraute Gesellschaft besonders erstrebenswert erscheint, wird allein deshalb kein Kind, keine Familie in seine oder ihre Lebensgeschichte einplanen.

Kinder bekommt man nicht mehr aus ökonomischen Gründen, man zeugt nicht mehr Arbeitskräfte, Erben oder gar Soldaten, sorgt nicht mehr für den Erhalt großer Namen, Klassen oder Schichten. Kinder sind ebenso wie der Verzicht auf sie das Ergebnis einer freien, persönlichen und privaten Entscheidung, die zu respektieren ist. Es wird sich auch kein Ehepaar darauf verständigen, nun einen Beitrag zur Rentensicherheit leisten zu wollen. Auch wenn der „Generationenvertrag“ sicherlich mehr ist als nur ein Rentensystem, der Gedanke der wechselseitig füreinander sorgenden Generationen sich nicht in volkswirtschaftlichen Überlegungen erschöpft.

Die offene, möglichst unvoreingenommene und die persönliche Entscheidung respektierende Auseinandersetzung über das „Warum“ von Kindern trifft jedoch auf eine schwierige Ausgangslage. Schon die Analyse der gegenwärtigen Situation fällt nicht leicht, demographische Trends und Tendenzen sind äußerst komplex. Dies beginnt bei der unübersehbaren Ungleichzeitigkeit, herrschen doch nicht in allen Regionen und Teilen Deutschlands völlig gleiche Einstellungen zum Kinderkriegen. Auch besteht die Gesellschaft nicht nur aus 30- bis 40jährigen Akademikern, die für das Orakeln über Krise oder Zukunft der Familie ein besonders beliebtes Experimentierfeld darstellen.

Eine befriedigende Antwort auf die Frage, warum jemand Kinder bekommt oder eben auch nicht, muß sich vor allem einem in unzähligen Studien und Umfragen belegten Fak-

tum stellen: Die Deutschen wünschen sich nach wie vor ausdrücklich Kinder – fast könnte man sagen, stärker denn je. Wie alles, was in mehr oder minder engem Zusammenhang mit dem Wunsch nach Nachkommenschaft steht wie Liebe, Partnerschaft, Treue, Sehnsucht nach Bindung und emotionaler Verlässlichkeit, rangieren auch die eigenen Kinder weit oben auf der Skala dessen, was dem „wertegewandelten“ Zeitgenossen wichtig ist.

Der Kinderwunsch ist ungebrochen

Ebenso kaum zu belegen ist der oft zum offenen Vorwurf werdende Grundverdacht, gerade die den Fesseln traditioneller Rollen entschlüpften *berufstätigen Frauen* lehnten die Mutterschaft ab. Auch deren Kinderwunsch ist vielfach belegt. Wenn auch im einzelnen sicher zu prüfen wäre, welchen Anteil an diesem Wunsch fortbestehender sozialer Druck hat, so läßt sich generell doch feststellen: Der Wunsch nach Mutterschaft ist weitverbreitet, obwohl Frauen genau wissen, daß dieser sie häufig an die alte Rolle zurückbindet, sie zu der vielfach beschriebenen Doppel- und Mehrfachbelastung führt, da weder Arbeitsplatz- und Arbeitszeitgestaltung noch die Einstellung der Partner Mutterschaft und Berufstätigkeit problemlos nebeneinander existieren lassen. In der Bewältigung dieses Konflikts sind Frauen oft bitter alleine.

Der grobe Hobel, unter dem gelegentlich alle Kinderlosen, Ehepaare wie Singles, zur Schicht der Egoisten werden, ist aber nicht nur zu schlicht – gegenüber einer immer größer werdenden Gruppe ist er auch zynisch: Den „ungewollt“ Kinderlosen, die mitunter keinen Aufwand, keine psychisch-emotionale Tortur scheuen, um endlich Eltern zu werden. Obwohl man sicherlich hinter den Wunsch, um jeden Preis Eltern zu werden, einige Fragezeichen setzen kann, die Ursachen dieser Kinderlosigkeit in sich noch einmal sehr vielschichtig sein können, bleibt doch die psychische Not dieser Menschen in jedem Fall eine wichtige Facette in der Frage nach Kinderwunsch und dessen Realisierung.

Es gibt wohl kaum ein Thema, über das eine Auseinandersetzung in Ruhe und Gelassenheit, gleichsam in beobachtender Distanz und mit wohltemperierter Interessiertheit so schwierig ist. Immer schon ist es emotional hoch besetzt, eine nicht durch weltanschauliche Vorgaben geprägte Position nahezu unmöglich. Jeder ist involviert, Kinder lassen nicht kalt. Dafür sorgt nicht nur der den Menschen in die Wiege gelegte Reflex, ausgelöst durch das „Kindchenschema“.

So stellt sich das Für und Wider von Kindern *zwischen die Generationen*: Die Entscheidungen der Nachwachsenden in Sachen Familie werden quasi automatisch in bezug, oft in Abgrenzung zu den eigenen Eltern getroffen. Die Erfahrungen der eigenen Kindheit sind in hohem Maße prägend. Fast ebenso unausweichlich beziehen Eltern den Lebensentwurf, die Lebensform ihrer Kinder auf sich selbst, sehen Vorwurf, Korrektur, werfen sich das eigene schlechte Vorbild vor. Zwischen den *Partnern* wird mit der Frage nach Kindern ex-

plizit oder implizit das (Geschlechter-) Verhältnis ausgehandelt. Überaus konfliktrüchig vermengen sich die Frage nach Kindern und die Suche nach neuen Rollen. Mit der Option für eigene Kinder, mit der Entscheidung dagegen müssen sich potentielle Väter und Mütter aber auch gegenüber der eigenen Generation behaupten. Keineswegs nur konservative Familienpolitiker und kirchliche Würdenträger erheben Vaterschaft und Mutterschaft, beziehungsweise die Absage an diese zum Bekenntnis.

Aufs ganze gesehen ist dabei der soziale Druck auf Frauen bezüglich eigener Kinder derzeit sicherlich noch ungleich höher als auf Männer, und dies gilt für jede der angesprochenen Gruppen. Ebenso läßt sich momentan wohl kaum behaupten, daß die Entscheidung für oder gegen Kinder in bezug auf Ansehen und moralische Bewertung bereits auf einer Ebene rangieren. Schon mit der „Natur“ quasi als Rückenstärkung bleiben das Kinder-Bekommen, Vater- und ganz besonders Mutterschaft eher der Normalfall.

Unbestreitbar aber ist die heutige Elterngeneration aus einer Selbstverständlichkeit herausgefallen, in der sich noch ihre Eltern im großen und ganzen bewegt haben. Kinder sind vielfach zum Ergebnis eines langen Entscheidungsprozesses geworden, unabhängig davon wie ausdrücklich dieser geführt wurde. So begründungs- und entscheidungslastig das Unternehmen Elternschaft geworden ist, so anspruchsvoll stellt es sich heute dar. Sicherlich bedeutete zu allen Zeiten, Vater oder Mutter zu werden, die Übernahme einer großen Aufgabe und Verantwortung. Nur wurde dies früher im Unterschied zu heute weniger, oft gar nicht thematisiert. Vielfach erwogen und abgewogen werden Aufgabe und Verantwortung nun zum Kriterium für und wider. Elternschaft ist von einer selbstverständlichen Bestimmung zum schwierigen und komplizierten „Beruf“ mutiert.

Man muß als Beleg dafür gar nicht bis zu der in Hochzeiten der Umwelt-, besonders aber der Friedensbewegungen vielfach gestellten Frage vorstoßen: Ist Kindern überhaupt noch ein Leben zuzumuten in einer von ökologischen Katastrophen, vor allem aber von der nuklearen Selbstzerstörung bedrohten Welt. Die Gedanken, die heute der (potentiellen) Elterngeneration Kopfweh bereiten mögen, hängen vielmehr mit Fluch und Segen einer „verwissenschaftlichten“ Gesellschaft zusammen. Keineswegs sind nur die materiellen Risiken, die mit Kindern verbunden sind, belastend. Was ist anscheinend nicht alles „notwendig“, um eine glückliche Kindheit als Grundstock einer möglichst gelungenen Biographie sicherzustellen! Nie zuvor waren die Sensibilität und das Wissen um die vielen Probleme, die die kindliche Natur gefährden und die kindliche Seele beschweren können, größer. Was gegenwärtig beispielsweise unter dem Stichwort der „Pädagogisierung“ der Kindheit zusammengefaßt wird, wie könnte es ohne Auswirkungen auf das „Ob überhaupt“ von Kindern bleiben. Kinder-Bekommen ist zum Projekt geworden, das unter einem enormen Druck zur Perfektion steht.

Ebenso ambivalent ist aber auch die von der Familiensoziolo-

gie vielfach beschriebene *Bedeutungszunahme des Kindes* in dem von einem allgemeinen Wertewandel gezeichneten Lebensentwurf des einzelnen. Sie kommt in der auf den ersten Blick reichlich paradox erscheinenden Formel zum Ausdruck: Der Rückgang der Geburtenzahlen im allgemeinen und die Zunahme der Einkind-Familien im besonderen sei selbst schon Ausdruck der gestiegenen Bedeutung des Kindes, höherer Erwartungen und Ansprüche an Elternschaft.

Die Symptome werden dabei pointiert unter den Stichworten „Selbstverwirklichungsprojekt Kind“ oder sogar „Ersatzpartner Kind“ zusammengefaßt. Dort, wo im Kontext eines immer weiter fortschreitenden Individualisierungsprozesses der Lebensentwurf zur mühseligen Eigenarbeit wird und sich traditionelle soziale Bindungen, Sitten- und Normkontexte zur Orientierung abschwächen, werden persönliche intime Beziehungen zum letzten Anker innerer Stabilität. Wenn dann auch die in ihrer Stabilität gefährdeten und ungesicherten Lebensentwürfe, Partnerschaft und Ehe unmöglich zu machen drohen, bleibt zumindest noch das Kind. Die Beziehung zu ihm wird so unter Umständen zum letzten Hort dauerhafter Bindung, zum letzten Fluchtpunkt vor der als bedrohlich empfundenen Einsamkeit.

Vertrauen in das Nicht-Perfekte

Aber bei all dem darf eines jedoch nicht vergessen werden: Fragt man den einzelnen Vater, die Mutter nach dem Grund, nach der Motivation ihrer Elternschaft, werden sie sicher auch jene „überzeitlichen“ Beweggründe nennen: Die Faszination, einen im letzten von ihnen unabhängigen und eigenständigen Menschen beim Wachsen, beim Erwachsenwerden zu begleiten, die Bereicherung und Erweiterung des eigenen Lebenshorizontes, schlicht die Freude, die ein Kind immer schon, über alle Überlegungen, Risiken und Gefahren hinaus bereitet. Sie werden damit überdies eine Begründung und Motivation für sich beanspruchen, die trägt, ohne diejenigen auszuschließen, die ähnliche Ziele nicht in eigenen Kindern zu verwirklichen suchen.

In dieser Motivation äußert sich so etwas wie eine „Rest-Selbstverständlichkeit“ des Kinder-Bekommens, ein Vertrauen, daß das so anspruchsvoll gewordene Projekt Kind glücken kann, auch wenn ganz unvermeidlich vieles unvollkommen bleibt. Dieses Vertrauen muß keineswegs blind gegenüber der Verantwortung, der Größe der Aufgabe sein. Es wendet sich jedoch in seinem Zutrauen in das nicht Nicht-Perfekte gegen den Zwang aller Allmachts- und Allzuständigkeitsgedanken. Künftigen Eltern gegen übertriebene Perfektionsansprüche den Rücken zu stärken, ist zunehmend unerlässlich, eine Herausforderung gerade auch für Ehe- und Familienpastoral. Das von den Eltern geforderte Grundvertrauen ist seinerseits jedoch nicht voraussetzungslos: Mit ihm läßt sich wohl nur dann Leben weitergeben, wenn dem eigenen Leben, der eigenen Existenz im letzten ein Glücken zuge-
traut wird.

Alexander Foitzik